

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 88 (1962)

Heft: 17

Artikel: Man stirbt nicht mitten im fünften Akt

Autor: Blaukopf, Kurt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man stirbt nicht mitten im fünften Akt

Es geschah in einem Karajan-Konzert. Das Orchester war nahezu ans Ende des Werkes gelangt. Das Finale von Tschaikowskys Fünfter Symphonie war so weit gediehen, daß sich auch die weniger musikverständigen Zuhörer veranlaßt sahen, Applaus-Vorbereitungen zu treffen. Man denkt ja in solchen Augenblicken schon an das Gedränge vor der Garderobe, plant die Dosierung des Beifalls, den zu spenden man für schicklich hält, und wartet im übrigen auf den «Einsatz».

Es liegt am Dirigenten, das Zeichen zum Beifall zu geben. Wer anderer Meinung ist, wer gar glaubt, daß der Beifall sich an das Werk anzuschließen habe, der wurde in diesem Konzert eines anderen belehrt. Gewiß: das Ende war nahezu erreicht, aber eben nur nahezu. Tschai-kowsky führt das Orchester knapp vor Schluß zu einem Höhepunkt, auf den eine kurze Zäsur folgt, eine Atempause, gerade lang genug, um die Bläser zum letzten Sturmangriff auf das Trommelfell ansetzen zu lassen. Alles blickt auf den Dirigenten. Ein Mann wie Karajan bewegt sich sehr suggestiv. Bei der «Atempause» angelangt, ließ er sich diesmal zu einer Gestik verleiten, die nicht das Atemholen vor dem Schluß, sondern den Schluß selbst anzudeuten schien. Vielleicht war's gar Absicht, vielleicht wollte der berühmte Dirigent einmal prüfen, wie weit er sein Publikum in der Hand hatte. Das werden wir wohl nie erfahren. Kurzum: die Suggestion gelang. Nicht auf der ganzen Linie zwar, denn das Publikum der Wiener Karajan-Konzerte setzt sich zum Teil zumindest aus Leuten zusammen, die ihren Tschaikowsky genau kennen und die über Anfang und Ende seiner Symphonien genau Bescheid wissen. Einige aber erlagen

der Bewegungshypnose des Dirigenten und sie unterbrachen die Musik vorzeitig mit ihrem Beifallklatschen.

Beifall ist ansteckend. Es war also nicht zu verwundern, daß die irrende Minorität eine Zwischenschicht von Schwankenden mit sich riß, die nun den Augenblick des Beifalls für gekommen hielt. Derlei soll sich nicht bloß in der Geschichte des Konzertwesens, sondern auch in der politischen Geschichte schon zugetragen haben.

Danach spricht man von Kollektivschuld und die Mitklatscher reden sich auf den «Führer» aus. Auch nach diesem Karajan-Konzert war von Kollektivschuld die Rede. Einige Fachleute der Kritik ereiferten sich über den verfallenden Geschmack des Publikums. Daß der «Führer» (Karajan oder gar Tschai-kowsky selbst) an der deplazierten Beifallskundgebung schuld haben könnte, kam niemandem in den Sinn.

Indes: es gibt Höhepunkte in Kunstarbeiten, die den Menschen so sehr anrühren, daß er einfach am Ende angelangt zu sein vermeint. Die kurze Atempause vor dem endlichen Schluß der fünften Symphonie Tschaikowskys hat ihre Parallelen im letzten Akt von Schillers «Maria Stuart». Leicester bleibt allein auf der Bühne zurück. Maria Stuart hat den Weg angetreten, um «von der Welt zu scheiden und einsel'ger Geist zu werden». Leicesters Monolog schließt mit den Worten:

Horch! – Laut betet sie –
Mit fester Stimme – Es wird still –
Ganz still!
Nur schluchzen hör' ich und die Weiber weinen –
Sie wird entkleidet – Horch! die Schmel wird
Gerückt – Sie kniet aufs Kissen – legt das Haupt –

Nachdem Leicester die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen und eine Weile inne gehalten, sieht man ihn plötzlich mit einer zukgenden Bewegung zusammenfahren und ohnmächtig niedersinken; zugleich erschallt von unten herauf ein dumpfes Getöse von Stimmen, welches lange forthalt.

Der Vorhang fällt. Die Helden des Trauerspiels ist tot. Wer von den Zuschauern sich nun, im Glauben, das Stück sei zu Ende, vom Sitz erhebt, gilt als ungebildet. Ich möchte lieber sagen: ein solcher Zuschauer sei unverbildet. Doch wird es gewiß Leute geben, die mir nun beweisen können, daß die folgenden fünf Szenen mit ihrem Raisonnement über das Verhältnis von Staatsraison und individueller Moral wesentlich seien und daß man auf die Information über die Art des Transportmittels (wie anders als zu Schiff sollte der Lord nach Frankreich gelangen?) nicht verzichten könne. Der Gedanke, Schiller könnte daran schuld sein, daß der naive Zuschauer den vorletzten Fall des Vorhangs für den letzten hält, wird kaum gewagt.

«Hier irrt Schiller.» Das sagt sich nicht leicht. Und doch ist solche Kritik auf ihre Art nichts anderes als Anerkennung der souveränen Gewalt, mit der Schiller fünf Szenen zu früh den Schluß suggeriert. Gerade im fünften Akt – so nahe vor dem Ende! – erweist sich die vorzeitige Klimax als gefährlich. Peer Gynt erlebt im fünften Akt von Ibsens dramatischem Gedicht einen Schiffbruch. «Ich will nicht sterben», ruft er aus. Um jede Vermutung, wir seien hier schon am Ende des Dramas, auszuschließen, läßt Ibsen den unheimlichen fremden Passagier zu Peer Gynt sagen: Was das betrifft, nur unverzagt; – Man stirbt nicht mitten im fünften Akt.

Diese Feststellung gibt nicht nur dem Helden, sondern auch dem Publikum erhöhte Sicherheit. Ibsen hat sein Finale eindeutiger komponiert als Tschai-kowsky. Seine Methode wäre allen Dichtern und Komponisten zu empfehlen, denn der Künstler hat nur dann recht, wenn er auch vor dem Publikum recht behält.

Das gilt auch für Bizet und dessen Ouvertüre zur Oper «Carmen». Wie oft knattert da der Beifall in die Generalpause nach dem Schluß des Allegro-Teils und wie ehrlich verblüfft sind die Carmen-Neulinge, wenn sie danach merken, daß die Ouvertüre sich mit dem berühmten Schicksalsmotiv fortsetzt! Opernhabitués sind ob solch kulturloser Applauskundgebungen höchst de-goutiert. Nur Banausen können annehmen, Bizet hätte hier einen Kompositionsfehler gemacht. Ich

gehöre zu diesen Banausen und es freut mich, auch einen so großen Musiker wie Sir Thomas Beecham zu dieser Gilde zählen zu dürfen. Beecham machte einmal eine Schallplattenaufnahme der Orchester-Suite aus «Carmen». Dabei zerriß er die Ouvertüre in zwei Teile: er begann mit dem Schicksalsmotiv und spielte den Anfang hinterher. Dieses Verfahren Beechams gilt mir als die schönste Bestätigung einer naiven, unverbildeten Einstellung zum Kunstwerk. Mir sind die vorzeitig hingerissenen Klatscher tausendmal lieber als die Kenner, die sich bei jedem Takt genau ausrechnen können, wieviele Minuten sie noch bis zum Schlußakkord, bis zur Garderobe, bis zum parkierenden Wagen haben. Und darum wollte ich hier einmal ein Wörtlein für sie einlegen.

Doch es geht mir nicht nur um das Publikum, sondern auch um das unverehrte Kunstwerk. Als Karajan seine Tschai-kowsky-Darbietung unterbrochen sah, wandte er sich zum Publikum und sagte wienisch-freudlich: «Bitte, es kommt noch ein Stückerl.» Darauf setzte er zu den Schlußtakten an. Erst dann hatte man, wie sich von selbst versteht, den Eindruck des wirklichen Abschlusses. Doch ganz am Ende, nach dem, wie mich dünkt, wirklich letzten Akkord dieser Symphonie gibt es noch vier allerletzte Akkorde:



Ich glaube, daß man diese Akkorde wirklich ohne Schaden weglassen könnte. Blasphemie? Nun – ein wirklich hochberühmter Dirigent (es ist noch nicht lange her, seit er in den Dirigentenhimmel eingegangen ist) hat einmal bei einem öffentlichen Konzert diese vier Akkorde vergessen. Er machte vorzeitig Schluß und wurde – zu seinem Schrecken – von den nachstoßenden Tönen des Orchesters überrascht. Mit einem makellosen Meisterwerk ersten Ranges wäre ihm das nie passiert. Die innere Logik des wahrhaften Kunstwerkes zwingt den Interpreten, es so und nicht anders darzustellen. Doch es gibt eben auch Meisterwerke ersten Ranges mit kleinen Fehlern, mit kleinen Stüberln, die man weglassen kann, weil sie bloß angestückelt sind. Der Kenner hört das nicht gern, denn ihm sind auch die Fehler der Meisterwerke noch heilig. Aber für den Laien mag's ein kleiner Trost sein, daß große Meister nicht nur im fünften Akt Fehler machen können, sondern sogar in der Ouvertüre.